

CHANCEN



Neuer Streit um Bachelor und Master. Was steckt dahinter?

Seite 61

59



Ein Wiedersehen: Dagmar Berghoff (links) und Linda Zervakis im Redaktionsraum der »Tagesschau«

»Es geht um Ausstrahlung«

Vor genau 40 Jahren wurde Dagmar Berghoff die erste Frau der »Tagesschau«. Linda Zervakis ist die erste Sprecherin der Nachrichtensendung mit ausländischen Wurzeln. Ein Gespräch über Männer, Gleichberechtigung und das Älterwerden im Fernsehen

Vor Haus 14 des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg-Lokstedt fährt ein silberner Sportwagen vor, heraus steigt: Dagmar Berghoff. Die 73-Jährige war lange nicht mehr hier: »Wenn ehemalige Kollegen zu Besuch kommen, da interessiert sich doch niemand für«, sagt sie. Drinnen trifft sie auf Linda Zervakis, 40. Die ist müde, ihre Schicht begann um halb drei Uhr in der Nacht. Ob sie sich schon mal gesehen haben? »Ja, einmal, im Garten unseres Chefsprechers Jan Hofer«, sagt Zervakis.

DIE ZEIT: Am 16. Juni 1976 sprachen Sie, Dagmar Berghoff, das erste Mal die *Tagesschau*. Da war Linda Zervakis noch kein Jahr alt.

Linda Zervakis: Wir haben uns gerade nur kurz Hallo gesagt, und dann hört man diese vertraute Stimme. Sie haben mich meine ganze Kindheit über begleitet.

Dagmar Berghoff: Wirklich?

Zervakis: Ja! Und wenn wir jetzt hier so sitzen, dann muss ich mich ja doppelt kneifen.

ZEIT: Frau Berghoff, mussten Sie sich auch kneifen, als Sie die erste Frau der *Tagesschau* wurden?

Berghoff: Ich war erstaunt! Dass ich den Job bekam, verdanke ich dem Vorsprechen.

ZEIT: Nicht Ihrem Äußeren? Als Sie Karl-Heinz Köpcke, der damalige Chefsprecher der *Tagesschau*, anrief, lautete sein Jobangebot: »Sie haben eine angenehme Stimme, und wenn Sie jetzt noch einigermaßen passabel aussehen, könnte man es auf einen Versuch ankommen lassen.«

Berghoff: Nein. Ich musste die Nachrichten beim Vorsprechen von Köpckes eigenem Manuskript ablesen, es wimmelte nur so von seinen Notizen. Als ich mich verlesen hatte, sagte ich: Wenn ich noch einmal vorsprechen darf, bestehe ich auf einem eigenen Manuskript! Da muss er bemerkt haben, dass ein Profi am Werk war. Ums Aussehen geht es gar nicht so sehr, sondern um Ausstrahlung.

ZEIT: Was ist eine gute Ausstrahlung?

Berghoff: Das wurde mir klar, als ich selbst Castings machte: Da kam eine bildhübsche Frau, blond, so ein Judith-Rakers-Typ. Eine andere sah nicht perfekt aus, aber sie hatte eine tiefe Stimme, was ja meist sympathisch ist, und ein gutes Auftreten. Die haben wir genommen.

ZEIT: Karl-Heinz Köpcke war auch der Meinung, dass Frauen keine harten Nachrichten lesen können, ohne in Tränen auszubrechen.

Berghoff: Genau: Und von Sport verstehen Frauen nichts! Politik und Wirtschaft? Um Gottes willen! Aber die Chefredaktion hatte Köpcke nun mal damit beauftragt, eine Frau einzustellen.

ZEIT: Wie kam das?

Berghoff: Wibke Bruhns war die erste Nachrichtensprecherin im ZDF, einige Jahre vor mir. Auf sie folgte Rut Speer. Da musste die ARD nachziehen.

ZEIT: Frau Zervakis, wie ist das heute?

Zervakis: Ich wurde noch nie gefragt, ob ich in der Lage bin, eine Nachricht zu sprechen. Das ist heute total gleichberechtigt.

ZEIT: Als Sie vor sechs Jahren zur *Tagesschau* kamen, fragten Sie Ihre Chefs, ob Sie die Stelle nur bekommen hätten, weil es in Deutschland gerade eine Migrationsdebatte gebe.

Zervakis: In der Schulzeit und bei meinen anderen Jobs, in einer Werbeagentur, beim Radio, war ich immer nur Linda. Nicht die Migrantin. Aber natürlich ist mir bewusst, dass die Herkunft eine Rolle spielen kann. Dass die Medien sich vielleicht auf meinen Nachnamen stützen würden. Ich habe meinen Chefs diese Frage gestellt, die Antwort war Nein. Dann legt man das Thema auch wieder zur Seite. Weil man beweisen will, dass man es kann.

ZEIT: Frau Berghoff, wie schwer war es, sich in diesem Männerladen zu beweisen?

Berghoff: Als die Kollegen merkten, ich breche nicht zusammen, wenn ein Unglück passiert, nahmen sie mich gut auf. Ich war nie benachteiligt.

ZEIT: Das glauben wir Ihnen nicht!

Berghoff: Doch! Was allerdings zu meinen Aufgaben gehörte: Ich war damals für die Dienstpläne zuständig und musste dafür regelmäßig mit den Ehefrauen der Kollegen telefonieren. Konkurrenz habe ich nie gespürt, die hatten die Männer eher untereinander. Für mich war der Job schwer, weil ich mir selbst unheimlichen Stress gemacht habe.

ZEIT: Warum?

Berghoff: Weil ich dachte: Wenn ich versage, ist dieser Beruf für uns Frauen auf Jahre verloren. Deshalb habe ich nach jedem Versprecher Stunden gebraucht, um mich wieder aufzubauen.

ZEIT: Männer verdienen bis heute mehr Geld und kommen schneller in Chefpositionen als Frauen. Fühlen Sie sich benachteiligt?

Zervakis: Nein, da muss ich passen. Ich mache mir keine Gedanken über das Mann-Frau-Ding.

ZEIT: Frau Berghoff, Sie haben keine Kinder. War der Beruf früher nicht vereinbar mit einer Familie?

Berghoff: Doch. Ich wurde nicht schwanger. Aber wenn man nur die *Tagesschau* machte und nicht das ganze Drumherum, Shows, Zirkussendungen aus Paris, Briefmarkensendungen im dritten Programm, was ich alles gemacht habe, dann geht das.

Zervakis: Ich habe zwei Kinder, und da ist es manchmal schon hart. Aber der Sender hat mich verschont und ein halbes Jahr aus der Nachtschicht rausgehalten. Zu Hause sind wir ständig am Organisieren, weil die Arbeitszeiten immer anders sind. Die Großeltern helfen und natürlich mein Mann. Bislang musste ich keine Schicht absagen.

ZEIT: Wie sieht Ihr Arbeitstag aus, wenn Sie die Nachrichten um 20 Uhr lesen?

Zervakis: Ich bin um 17.45 Uhr im NDR. Dann suche ich mir eine Garderobe für den Abend aus und fahre den Rechner hoch, um zu gucken, welche Meldungen wir in der Sendung haben. Die Maske dauert bei mir 45 bis 60 Minuten, wegen der Haare. Um Viertel nach sieben werde ich im Studio verkabelt, und wir machen die erste Probe. Ab halb acht lese ich mich ein.

ZEIT: Was passiert nach der Sendung?

Zervakis: Wir besprechen, wie es gelaufen ist. Um neun nehme ich die *Tagesschau in 100 Sekunden* auf. Dann beantworte ich Zuschauerpost und E-Mails. Um zehn geht alles von vorne los. Maske, Verkabeln, Lesen, Sendung. Um Viertel vor zwölf bin ich zu Hause. Die Kollegen sehe ich selten, der eine kommt, der andere geht.

ZEIT: Erinnert Sie das an früher, Frau Berghoff?

Berghoff: Nein, die Arbeit war ganz anders organisiert, wir machten ja nur fünf Sendungen pro Tag. Ich hatte genug Zeit, um mit den Kollegen in Ruhe Kaffee zu trinken. Wenn ich nicht wusste, wie ein Fluss in Afrika ausgesprochen wird, rief ich bei dem Korrespondenten an. Ansonsten war die Devise: Sprich den Namen schnell und merkwürdig aus. Ich wurde auch nicht verkabelt, es gab keinen Teleprompter. Ganz anders waren auch die Klamotten!

Zervakis: Sie waren damals viel fashionmäßiger unterwegs, als wir es heute sind. Sie trugen übergroße Pullover und Blusen mit Muster!

ZEIT: Suchten Sie sich Ihre Kleider selbst aus?

Berghoff: Ich sollte mich so dezent wie möglich kleiden. Aber was dezent war, blieb mir überlassen. Die Kleidung war der teuerste Posten in meinem Haushaltsbudget. Bekommen Sie das heute bezahlt?

Zervakis: Ja, dafür wurde lange gekämpft. Für mich sind die Klamotten das Anstrengendste an

dem Beruf. Ich ziehe stundenlang durch die Geschäfte und probiere 20 Blazer an. Am Ende kaufe ich zwei. Im Studio fällt dann auf, dass das Beige, das ich eigentlich schön fand, aussieht wie Leberwurst. Da haben es Männer dann doch einfacher.

ZEIT: *Tagesschau*-Sprecher arbeiten freiberuflich. Früher verdienten sie 360 D-Mark pro 20-Uhr-*Tagesschau*. Heute sind es 230 Euro, richtig?

Zervakis: Wir werden pro Minute bezahlt, und in einer Schicht mache ich nicht nur die Nachrichten um acht. Am profitabelsten ist die Frühschicht, weil man da jede halbe Stunde auf Sendung ist. Für eine Mutter ist das aber nicht die beliebteste Schicht.

Berghoff: Wenn man fleißig ist, verdient man gut, sehr gut sogar. Aber verglichen mit dem Promistatus, den man hat, sind das keine Wahnsinnshonorare.

ZEIT: Nutzen Sie den Promistatus?

Zervakis: Man kann seine Bekanntheit nutzen, um ab und zu Veranstaltungen zu moderieren. Das ist durchaus verlockend, das dürfen wir grundsätzlich auch. Dass man keine Werbung macht, ist klar.

ZEIT: Sprechen Sie das mit Ihrer Chefredaktion ab, wenn Sie eine Firmenfeier moderieren?

Zervakis: Bei mir ist das auf jeden Fall so. Ende Mai habe ich »Jugend forscht« moderiert und das 125-jährige Bestehen der IG Metall, das ist unproblematisch. Aber manchmal frage ich mich schon: Ist das okay, wenn ich einen bestimmten Job annehme? Wenn ich Zweifel habe, lasse ich es.

ZEIT: Hätten Sie wie Ihre Kollegin Judith Rakers Werbung für McDonald's gemacht?

Zervakis: Mir wurde dieser Job nicht angeboten.

ZEIT: Was ist das Problem, wenn man Werbung für eine Firma macht?

Zervakis: Man ist abends für Seriosität zuständig. Was ist, wenn das Unternehmen in den Nachrichten vorkommt, die man sprechen muss? Solange man eine interne Veranstaltung für so einen Konzern moderiert, ist das aber in Ordnung.

ZEIT: Rakers hat eine Filiale von McDonald's eröffnet und gesagt, sie esse gerne Burger. Danach hagelte es Kritik. Die Chefredaktion hatte vorher jedoch ihr Okay gegeben.

Zervakis: Wenn das so war, dann müssen Sie diese Frage der Chefredaktion stellen.

ZEIT: Galten bei Ihnen die gleichen Maßstäbe wie heute, Frau Berghoff?

Berghoff: Werbung hätten wir natürlich nicht gemacht! Aber auch wir wurden pausenlos gefragt, ob wir an einem Event teilnehmen wollen. Nachdem

Fortsetzung auf S. 60

UNIVERSUM



Hamburger Offenbarungseid

Wie die Exzellenzinitiative in letzter Minute Schaden nimmt

An diesem Donnerstag sollte die wichtigste wissenschaftspolitische Entscheidung der nächsten Jahre getroffen werden. Mit einer halben Milliarde Euro im Jahr wollen Bund und Länder künftig bis zu 50 Forschungsprojekte als Exzellenzcluster fördern, acht bis elf Hochschulen sollen Elite-Universitäten werden. Das war der Plan. Doch wenn es nicht zu einem Last-Minute-Kompromiss kommt, wird daraus erst einmal nichts. Schuld daran ist ein einziges Bundesland: Hamburg.

Monatelang hatten die Bildungsministerien der Länder mit dem Bund darüber verhandelt, wie die mittlerweile »Exzellenzstrategie«, kurz »ExStra«, genannte Förderung von Spitzenforschung aussehen soll. Nach 30 Verhandlungsrunden schienen alle Fragen geklärt, als Hamburg völlig überraschend erklärte: So gehe es nun doch nicht! Ein maximaler Affront; die Exzellenzinitiative müssen Bund und Länder einstimmig beschließen.

Nun sind Vetos im letzten Moment bisweilen eine kluge Taktik – wenn es etwa um ein paar Millionen Euro mehr im Finanzierungswirrwarr des Föderalismus geht. Doch so einfach ist es nicht. Hamburg will, was Bildungsministerin Johanna Wanka (CDU) partout nicht will: alle sieben Jahre einen offenen Wettbewerb um die Plätze im Club der Elite.

Für Wanka widerspricht der Hamburger Vorschlag dem Sinn der neuen Exzellenzinitiative. Sie will wenige Universitäten möglichst dauerhaft fördern, um ihnen einen Platz in der europäischen Spitze zu sichern. Dabei soll es weniger kräftezehrende Antragsprozesse geben als früher. Hamburg fürchtet, durch die Verstärkung der Förderung würden die anderen Unis (manche lästern: Hamburg) abgehängt.

Hamburg rührt damit an der Kernfrage aller Exzellenzdebatten: Soll man wenige viel oder viele wenig fördern? Der Kompromiss lautete bisher so: Exzellenz-Unis können absteigen, wenn sie es nicht schaffen, alle sieben Jahre zwei Cluster einzuwerben. Außerdem werden deutlich mehr Universitäten gefördert, als Wanka ursprünglich plante.

Dass Hamburg nun ausschert, verärgert die anderen Wissenschaftsminister. Hamburgs Senatorin Katharina Fegebank (Grüne) betont, sie habe ihre Bedenken von Anfang an immer wieder geäußert, man habe ihr wohl nicht geglaubt. Ein Offenbarungseid fürs eigene Standing in der Ministerriege und die Hamburger Verhandlungsstrategie.

Bis Redaktionsschluss wurde eifrig weiterverhandelt (aktuelle Infos im ZEIT CHANCEN Brief unter www.zeit.de/chancen). Hamburg hat schon viel verloren: Die eigene Uni fühlt sich düpiert. Ihr Hochschulrat distanzierte sich von der Politik; natürlich habe man das Zeug, zu den Top-Unis zu gehören. Hamburg kann wenig gewinnen: Dass Hamburgs Forderung umgesetzt wird, gilt als ausgeschlossen – wäre das doch eine Einladung an alle Beteiligten, den Kompromiss mit einem Veto noch einmal anzuzweifeln. **OLIVER HOLLENSTEIN**

Professors Praxis



An meiner Gesundheitswäsche-Kollektion für ältere Professoren wird man erkennen, wer zu den Coolen gehört und wer nicht

Stephan Porombka, 48, ist Professor für Texttheorie an der UdK Berlin. Mehr unter www.zeit.de/porombka

#

Dagmar Berghoff

ist gebürtige Berlinerin, sie studierte in den Sechzigern an der Hamburger Hochschule für Musik und darstellende Kunst. Berghoff arbeitete als Fernsehansagerin und Moderatorin

beim Südwestfunk, bevor sie zum NDR wechselte. 1976 las sie das erste Mal die Nachrichten der »Tagesschau«. Zum letzten Mal am 31. Dezember 1999.

Linda Zervakis

hat griechische Wurzeln. Ihre Eltern waren als Gastarbeiter in den sechziger Jahren nach Deutschland gekommen. Nach dem Abitur arbeitete Zervakis drei Jahre lang als Werbetexterin. Sie

volontierte bei einem Hamburger Radiosender, 2001 kam sie zum NDR. Dort arbeitete sie zunächst beim Hörfunkprogramm N-Joy. Seit 2010 ist sie Sprecherin der »Tagesschau«.

»Es geht um Ausstrahlung« Fortsetzung von S. 59

ich die *NDR Talk Show* gemacht habe, sagte mein Chef: »Ich bin froh, dass Sie aufgehört haben. Das ging mir zu sehr gegen die Seriosität einer *Tageschau*-Sprecherin.« Eine Sprecherin darf nicht die Augen verdrehen, wenn sie eine politische Meldung nicht gut findet. Man muss versuchen, dieses Image nicht kaputt zu machen.

ZEIT: Frau Zervakis, Sie tanzten bei *Inas Nacht*, mit Stefan Raab tranken Sie bei *TV total* Ouzo. Ist das noch seriös genug?

Zervakis: Im Jahr 2016 finde ich es okay, etwas von sich preiszugeben. Auch der *Tageschau* tut es gut, wenn die Leute das Gefühl haben, wir sind Menschen und keine Roboter.

ZEIT: Frau Berghoff war immer der Meinung, die Seriosität der Nachrichten müsse vor der Schnelligkeit stehen. Ist das heute noch durchzuhalten?

Zervakis: Unsere Inhalte müssen immer gegengecheckt werden. Wir sind dadurch vielleicht nicht immer die schnellsten, aber wenn wir einen Fehler machen, haben wir sofort einen Seriositätsverlust.

ZEIT: »Lügenpresse« ist ein Vorwurf, der heute selbst der *Tageschau* gemacht wird. Etwa in der Ukraine-Berichterstattung. Wie gehen Sie damit um in der Redaktion?

Zervakis: Bei uns wurden Arbeitsgruppen gebildet, wir haben sämtliche Post beantwortet. Die Korrespondenten wurden noch stärker sensibilisiert, sich in ihren Beiträgen immer wieder zu hinterfragen, ob sie alle Seiten ausreichend beleuchtet haben.

Berghoff: Früher wurde die *Tageschau* nicht angezweifelt, brauchte sie ja auch nicht: Wir haben alles abgecheckt. Einmal gab es einen großen Streit über das Wort »umstritten«, weil es eine Wertung beinhaltet. Das haben wir dann nicht mehr gesagt.

ZEIT: Auch heute recherchieren die Medien gründlich, dennoch gibt es den Vorwurf der Lügenpresse.

Zervakis: Die Menschen haben früher die Nachrichten hingenommen. Durch die sozialen Medien haben sie viel mehr Quellen, um sich zu informieren und Fakten zu vergleichen. Eigentlich eine schöne Entwicklung. Aber leider gibt es auch viele Quellen, die ein bestimmtes Interesse verfolgen – die Wahrheitsfindung gehört nicht immer dazu.

ZEIT: Frau Berghoff, Sie haben mit 57 Jahren das letzte Mal die Nachrichten gelesen. Kann man bei der *Tageschau* in Würde altern?

Berghoff: Als ich 50 wurde, fragten alle: Wie lange wollen Sie noch? Eine blöde Frage! Uli Wickert ist einen Monat älter als ich, den hat das keiner gefragt. Aber ja, man könnte das bis über die 60 hinaus machen. Jo Brauner hat den Job bis 66 gemacht.

Zervakis: Der ist auch ein Mann! Es gibt keine Garantie dafür, hier alt zu werden. Vielleicht kommt als Nächstes LeFloid zu uns.

Berghoff: Wer ist das?

Zervakis: Ein junger Mann, der auf YouTube einen Nachrichtensender für die jungen Leute hat.

Berghoff: 20-Jährige können den Job des Sprechers gar nicht machen!

ZEIT: LeFloid ist 28.

Berghoff: Egal, Ausstrahlung kriegt man erst mit dem Alter. Wenn man geistig voll da ist und einigermaßen gepflegt aussieht, kann man hier lange bleiben. Bei Falten hilft das Licht ein wenig.

ZEIT: Sie haben sich einmal die Augenlider korrigieren lassen. Haben Sie aufgehört, weil Sie sich nicht mehr schön fanden?

Berghoff: Nein. Ich habe aufgehört, weil mein Mann darüber geklagt hat, dass ich zu wenig zu Hause war. Mit dem Ergebnis der OP war ich übrigens unzufrieden. Ich habe das nie wieder gemacht.

ZEIT: Frau Zervakis, könnten Sie sich vorstellen, im Fernsehen alt zu werden?

Zervakis: Ich mache keine Zukunftspläne, auch wenn das naiv ist. Irgendwann kommt es darauf an, ob ich mich noch gerne sehen mag. Fühle ich mich noch wohl, oder gehe ich jetzt lieber?

ZEIT: Heute, am 16. Juni, sprechen Sie, Linda Zervakis, um 20 Uhr die Nachrichten. Wollen Sie Dagmar Berghoff ein geheimes Zeichen geben?

Zervakis: Vielleicht trage ich eine Dagmar-Berghoff-Bluse. Wir werden sehen!

Das Interview führten **Laura Engels, Simon Michaelis** und **Leonie Seifert**

ANZEIGE

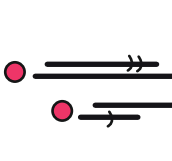
Studenten oder Studierende?

Der Streit um das richtige Wort, den Anna-Lena Scholz und Thomas Kerstan vor zwei Wochen an dieser Stelle ausfochten, setzt sich unter unseren Lesern und Leserinnen fort. Selten haben wir eine so große Zahl von Leserbriefen bekommen. Anbei eine Auswahl



»Jetzt dringt langsam in die Köpfe (von Männern), dass auch **Frauen unter den Studierenden** sind, und nun soll es – weil schon immer so – bei der männlichen Form bleiben? Wie rückständig ist das denn?«

Hanna Leinemann (80 Jahre alt)



»Als diplomierte Frau bin ich eindeutig pro ›Studenten‹. Interessant wäre: Gibt es in Ländern mit hoher **Gleichberechtigung** auch solche sprachlichen Diskussionen?«

Heike Daubner



»Das **krampfhaft**e Bemühen um die sprachliche ›Entprivilegierung‹ des Maskulinums wirkt oft albern. Bereits in den neunziger Jahren hatte eine Gleichstellungsbeauftragte ihrem Anrufbeantworter ein ›in‹ angehängt.«

Klaus Kunkel



»**Die Frauen bestimmen** doch heutzutage ohnehin, wo es langzugehen hat.«

Gunter Knauer



»Hätten wir ›Studierenden‹, die Studentinnen und Studenten der Nachkriegszeit, **um Worte gefeilscht**, statt intensiv zu studieren, ich wage mir nicht auszumalen, welchen Rang die Bundesrepublik heute in der Welt einnehmen würde.«

Dr. Johannes Kreßner



»Die sicher zu wünschende Gleichberechtigung und Gleichbehandlung der Geschlechter lässt sich mit solchen **Manipulationen der deutschen Hochsprache** nicht fördern. Man stelle sich vor, die gesamte Presse, die Literatur, gar die Poesie übernehme diese Mode, oder die – dann – ›KultusministerInnenkonferenz‹ schriebe sie vor ...«

Dieter Schmidt-Sinns



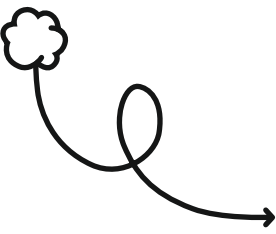
»Wer sich mit dem Studentenwohnheim schwertut, könnte in der Tat ein **Studentinnenwohnheim** daraus machen. Dann müssten einmal die Männer damit zurechtkommen, dass sie nur mitgedacht werden.«

Erika S. Becker



»Zu dem Streit möchte ich einen Aspekt aus der ›Vorgenderzeit‹ beitragen: An der Staatsbauschule Coburg (1948–1951, Höhere Technische Lehranstalt, später FH) durften wir uns amtlich **nur als Studierende** bezeichnen, nicht als Studenten. Dieser Titel blieb den Studierenden an Unis vorbehalten.«

Heinz Neubauer



»Profx klingt nach Darmverschluss«

Der Streit um »Studierende« und »Studenten« geht am wahren Problem vorbei, sagt die junge ZEIT-Autorin **LOUISA REICHSTETTER**

Ich verabscheue Gewalt. Ob sie sich an Frauen auslässt, an Männern, an Kindern. Oder an Wörtern. Wenn ich das so stehen lasse, werden wir mit wütenden Leserbriefen überschüttet, weil ich hier im Eifer des Wortgefechts Verbrechen verharmlose. Deshalb bekam ich netterweise noch ein paar Zeilen mehr.

In der vorletzten Ausgabe stritten meine Kollegen Thomas Kerstan und Anna-Lena Scholz über »gegenderte« Sprache. Es ging argumentativ hart zur Sache, und doch: Wie so oft tat sich die männliche Stimme schwer mit aufkommender Gleichberechtigung oder der Vorstellung, es könnte mehr als zwei Geschlechter geben. Die weibliche Stimme hingegen mahnte, diese Debatte sei kein Spielplatz für Selbstironie und poetische Distanz.

Könnte es sein, dass die ganze Diskussion um geschlechtergerechte Sprache eine Stellvertreterdiskussion ist? Warum reden wir so viel über einzelne Wörter und so wenig über Macht? Über

Teilhabe und Erfolg aller möglichen Geschlechter und Ethnien? Gut, Studien mögen herausgefunden haben, dass nur an Männer denkt, wer das Wort »Studenten« hört. Aber vermochte die Deformation generisch maskuliner Wörter, oft mithilfe des archaischen Gerundiums, wirklich etwas an den Verhältnissen zu ändern, die – das Verb, das folgen muss, ist kein Zufall – herrschen? Bei den Studierenden vollzog sich der Wandel definitiv, bevor das Wort sich zu ändern hatte. Bei Habilitierten und Geschäftsführenden hingegen hat sich bis heute nicht viel getan. Mir dauert das, was sich wirklich ändern sollte, zu lange – und vor allem gerät vielleicht bald auch noch eine ganze, ganz besonders kreative Wortgruppe in Verruf, wovon übrigens weder Scholz noch Kerstan sprechen: Adjektive. Unternehmerisches Geschick? Studentisches Leben? Das kann man nicht gendern! Klar, Sprache darf sich verändern, soll sich verändern, muss sich verändern.

Aber zur Veränderung gezwungen zu werden, das ist Gewalt, das ist Macht – das ist doch der ganze Murks der Privilegierten. Und sind Frauen WissenschaftlerInnen, haben sie seltener Kinder; sind sie HerausgeberInnen von Zeitungen, sind sie schon lange tot. Mich gruseln Uni-Websites, bei denen man eine Rubrik namens »Mitarbeiterinnen« anklickt, und dann sitzen trotzdem die Frauen im Sekretariat und die Männer auf den Lehrstühlen.

Anders in Skandinavien: Dort ist Geschlechtergerechtigkeit und Familienvereinbarkeit im Alltag am weitesten fortgeschritten. Dort wurde und wird auch Sprache am stärksten modifiziert. Aber während dem neuen schwedischen Wort *hen* als Pronomen für eine Person, die sich weder als weiblich (*hon*) noch männlich (*han*) einstuft, Sprachwitz und Eleganz nicht abzusprechen sind, klingt das neudeutsche »Profx« in meinen sprachverliebten Ohren anhaltend onomatopoetisch nach Darmverschluss.

Vielleicht gibt es ja auch im Deutschen einen Weg. Nur führt er weniger über einzelne Wörter, sondern, buchstäblich, über Strukturen. Über Nebensätze, mit denen sich Pluralismus elegant umreißen lässt, über Allegorien, die die Widersprüche offen- und die *ZEIT*-Standards spielerisch lahmlegen: Wenn viele junge Leute in einer Vorlesung aufmerksam zuhören, ist klar, dass da Studenten, Studentinnen und Studierende sitzen.

Ich jedenfalls will keine Gewalt gegen Wörter und am Weltfrauentag von fremden Marketingmenschen keine Blume. Ich will natürlich eine dieser unbefristeten Stellen, die noch immer bevorzugt an, ach Sie wissen schon, wen!, gehen. Aber ich will sie nicht mit der Konsequenz, kaum noch Zeit zu haben, um mit meinem kleinen Sohn Lego zu spielen und ihm zu helfen, sich als Kater zu verkleiden. Oder als Prinzessin.

www.zeit.de/audio

Illustrationen: Carolin Eiter für DIE ZEIT

INTERNATE PRÄSENTIEREN SICH



Das Vertrauen zählt in Bad Sachsa

Überschaubare 320 Schülerinnen und Schüler aus dem Umland und dem Internet ermöglichen eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Schülern, Lehrern und Eltern. Die Konsequenz: kurze Abstimmungswege und eine effektive Förderung der Schüler in ihren Stärken, aber auch Unterstützung dort, wo sie noch nicht so sattelfest sind.

Kontakt:
PÄDAGOGIUM BAD SACHSA
Ostertal 1-5, 37441 Bad Sachsa
Herr Schwark
Tel. (05523) 30 01-15
www.internats-gymnasium.de



Starke Wirtschaftsschulen – immer das Ziel im Blick

Krüger Internat und Schulen ermöglichen eine flexible Schullaufbahn. Der Fokus liegt dabei auf dem erfolgreichen Abschluss (Hauptschulabschluss, Fachoberschulreife, Fachhochschulreife und Abitur). Die Bildungsgänge zeichnen sich durch einfache Wechselmöglichkeiten aus. Das Internat hilft den Schülern, den Tagesablauf zu strukturieren. Sie werden individuell betreut und gezielt gefördert. Breit gefächerte Freizeitangebote stärken den Teamgeist und gleichen den Schullalltag aus. Für Beratungen steht Ihnen die Schul- und Internatsleitung gerne zur Verfügung.

Kontakt: KRÜGER
Internat und Schulen
49504 Lotte
Tel. (05404) 96 27-0
www.internat-krueger.de



Jedes Kind lernt anders! Schloss-Schule Kirchberg – Individuelles Lernen

Jedem Schüler seine besonderen Fähigkeiten. Jedem Schüler die spezielle Förderung dieser Talente! Das Internat-Gymnasium Schloss-Schule Kirchberg stellt sich darauf ein, dass jeder anders lernt. Daher ist auch ihr Konzept anders. Das SKIL-Modell (Schloss-Schule Kirchberg Individuelles Lernen) ergänzt in den Klassen 5 bis 9 die Pädagogik der Potenzialerkennung und -förderung: Die Schüler lernen nachhaltig, methodisches und soziales Lernen ist fester Bestandteil des Unterrichts. In notenfremen Wahlstunden wird zudem Projektarbeit nach Eigeninteressen realisiert. So übernehmen die Schüler hier selbst die Verantwortung für ihren Lernweg und -erfolg. Denn sie sollen für ihr Leben lernen!

Kontakt: SCHLOSS-SCHULE KIRCHBERG
Staatlich anerkanntes Gymnasium mit Internat
74592 Kirchberg/Jagst
Tel. (07954) 9802-0
www.schloss-schule.de



SCHLOSS-SCHULE KIRCHBERG
Leben. Lernen. Arbeiten.